# [Wil]de Wogen.

Roman von Ewald August König.

(4. Fortsetzung)

Die Th[ür] ward im nächsten Augenblick geöffnet, [un]d ein großer, breitschultriger Mann er[sch]ien auf der Schwelle. Ein brauner, [d]icht gekräuselter Vollbart umgab das plumpe, stark geröthete Gesicht; der Blick der lebhaft funkelnden Augen war unstät, — er machte keinen angenehmen Eindruck.

[M]it einem Ausruf des Erstaunens wurde der Eintretende empfangen; er trug einen einfachen, aber ganz neuen Anzug, die Abzeichen des Dienstmannes waren verschwunden.

„Du bist nicht mehr im Dienst?" fragte Marianne überrascht.

Gerhard Steinthal zog seine Braut an sich und küßte sie flüchtig; dann begrüßte er die anderen Personen. „Nein," erwiderte er, „was ich lange hoffte, ist eingetroffen, ich habe geerbt."

„Die alte Tante ist todt?" fragte Konrad.

„Wenn ich geerbt habe, wird wohl Jemand gestorben sein müssen," spottete Steinthal.

„Also darf man gratuliren?" fragte die alte Frau erfreut. „Ist die Erbschaft der Mühe werth?"

„Na, ja, es geht, eine kleine Summe habe ich schon bekommen, das Andere folgt in einigen Tagen nach. Ich will nun die Wirthschaft „Zum Schwan" übernehmen, der jetzige Wirth ist alt und kränklich, er hat genug verdient. Es ist ein gutes Haus, Bier und Branntwein, die Köchin und das Kindermädchen bleiben einstweilen im Hause, bis ich sehe, wie der Hase läuft."

„So ist Alles schon abgemacht?" fragte Marianne, in deren Zügen wachsendes Erstaunen sich spiegelte.

„So weit, ja, der Kontrakt soll in dieser Stunde noch unterzeichnet werden, und ich wollte Sie bitten, Konrad, als Zeuge dabei zugegen zu sein."

Konrad zog seine Uhr zu Rathe und nickte zustimmend.

Die alte Frau strickte nicht mehr, ihr Blick ruhte voll ungeduldiger Erwartung auf dem rothen Gesicht Steinthal's, der mit seiner Braut leise einige Worte wechselte, während Konrad sich zum Ausgang rüstete.

„Ich hoffe, Sie werden in Ihrem Glück uns nicht vergessen," sagte sie mit zitternder Stimme.

„Was ich versprochen habe, das halte ich," erwiderte er, aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen. „Wie können Sie daran zweifeln?"

„Niemand zweifelt daran," sagte Marianne in ihrer ruhigen Weise, aber aufrichtig gestanden, kann ich mich über Dein Glück nicht freuen, — es kommt zu plötzlich."

Gerhard Steinthal fuhr mit der Hand durch sein dichtes Haar und lachte spöttisch; es war ein häßliches Lachen, das alle Anwesenden unangenehm berührte. „Unverhofft kommt oft," erwiderte er. „Hab' ich das Geld, was kümmert's Dich dann, ob ich es einem glücklichen Zufall verdanke. Es soll kein großer Lärm aus der Erbschaft gemacht werden; ich will das nicht, die alten Kameraden würden alle kommen und sich traktiren lassen, davon bin ich kein Freund. Wenn man Euch fragt, so antwortet, wir hätten Alle uns etwas erspart, und damit habe ich angefangen, große Sprünge könne ich mit den paar Groschen nicht machen. Prahlen hat überhaupt keinen Zweck, man darf den Leuten nie sagen, wie viel man hat, und was man verdient; es ist immer unangenehm, wenn Jemand den Versuch macht, uns anzupumpen."

Konrad war bereit und sie verließen das Zimmer. Steinthal hatte nur flüchtig Abschied genommen, — denn die Erbschaft schien ihn gänzlich in Anspruch zu nehmen.

„Ich werde dem Wirth heute nur eine kleine Anzahlung machen," sagte er, als sie eine kurze Strecke schweigend zurückgelegt hatten, „und das Uebrige zahle ich nach und nach, so haben wir es ausgemacht."

„Können Sie denn die ganze Summe sofort zahlen?" fragte Konrad.

„In einigen Tagen, ja, aber ich will es nicht."

„Es wäre vortheilhafter — Sie werden den Rest verzinsen müssen."

„Die Zinsen mögen meinetwegen verloren gehen, es soll Niemand wissen, daß ich so plötzlich ein vermögender Mann geworden bin. Sie, als Kaufmann, müssen das ja verstehen und begreifen — schon der Steuern wegen will ich's geheim halten. Und noch Eins kommt hinzu. Wenn man erfährt, daß ich geerbt habe, muß ich die Stempelkosten zahlen, die nicht gering sind, und dazu habe ich keine Lust."

„Und kommt es später heraus, daß Sie den Fiskus um die Stempelkosten betrogen haben, — dann —"

„Wer soll das verrathen? Sie werden es nicht thun, Ihre Mutter und Marianne thun's auch nicht, und jeder anderen Person verheimliche ich die Wahrheit. Also bleiben wir dabei, daß ich mit unseren gemeinschaftlichen Ersparnissen die Wirthschaft übernehme; daß wir Alle so arm wie die Kirchenmäuse sind, weiß ja Niemand. Sie werden im „Schwan" noch einen Zeugen finden, einen gewissen Grimm; er wohnt in demselben Hause mit mir, und wir sind schon lange befreundet; er weiß von der Erbschaft nichts."

„Grimm?" fragte Konrad, der sich sogleich des Amerikaners erinnerte.

„Ja wohl, Karl Grimm; er blies im Theaterorchester die Posaune, — ein stiller, schweigsamer Mensch, der zufrieden ist, daß er das nackte Leben hat. Also verplaudern Sie sich nicht, ein Glas Freibier will ich ihm jeden Tag geben; aber er soll kein baares Geld von mir fordern. Sie werden mich hoffentlich auch fleißig besuchen und Ihre Freunde mitbringen; [ic]h richte ein Herrenstübchen für die feine [Ges]ellschaft ein, für gute Getränke sorge [ich] und die Köchin, die ich habe, versteht [ih]re Sache. Es ist auch ein hübsches Schänkmädchen da, die jungen Herren haben Alles, was ihr Herz verlangt, gute Speisen und Getränke und freundliche Bedienung."

„Ich werde kommen," sagte Konrad, der seinen Schwager noch nie so redselig gesehen hatte. „Wenn Sie halten, was Sie versprechen, so bringe ich auch meine Freunde in Ihr Haus. Sie werden nun wohl bald heirathen?"

„In den nächsten Wochen noch nicht."

„Eine tüchtige Hausfrau ist Ihnen jetzt unentbehrlich, auf die Dienstboten dürfen Sie sich nicht verlassen."

„Wohl wahr, aber ich will erst sehen, wie der Hase läuft," erwiderte Steinthal, während sie in die Straße einbogen, an der die Wirthschaft lag.

Es war eine enge, sehr belebte Straße, die sich nicht des besten Rufs erfreute, und die Schänke zum „Schwan" erwies sich als ein altes, unansehnliches Haus mit niedrigen, dunklen Zimmern, die bei Tage einen unheimlichen Eindruck machten.

Ein alter, höchst schmutzig aussehender Mann empfing sie; ein noch ziemlich junger, ebenfalls schäbig gekleideter Mann war der einzige Gast, und diesen Gast stellte Steinthal seinem Schwager als Herrn Karl Grimm, Mitglied des Orchesters, vor.

Der Vertrag war schon in zwei Exemplaren ausgefertigt, der Wirth holte die Papiere, Konrad mußte ein Exemplar vorlesen, während Grimm den Wortlaut des anderen damit verglich.

Die Kaufsumme war nicht sehr groß, die Uebernahme sollte sofort nach der ersten Anzahlung erfolgen, das Inventar und die noch vorhandenen Getränke gingen alsdann in den Besitz Steinthal's über.

Das Schänkmädchen, schlampig wie der Wirth, trat ein und bediente die Gäste; Steinthal, der die Verträge nach einem großen Wortschwall unterzeichnet hatte, kniff das Mädchen in die vollen Wangen und scherzte mit ihr, ohne den Unwillen seines Schwagers zu beachten.

Als er sein Portefeuille herausholte, um die Anzahlung zu leisten, zitterten seine Hände, er hatte in der Aufregung rasch und viel getrunken. Konrad sah, daß das Portefeuille mit Banknoten gefüllt war; diejenigen, die Steinthal dem Wirth übergeben wollte, befanden sich abgesondert in einer Seitentasche.

Gerhard Steinthal warf das Geld auf den Tisch, dann schob er das Portefeuille wieder in die Tasche. „Quittiren Sie, jetzt bin ich hier Herr!" sagte er befehlend. „Es wird hier Manches anders werden, ich will eine noble Wirthschaft haben, — feine Herren, die was draufgehen lassen."

Konrad stieß ihn unter dem Tisch an und warf ihm einen warnenden Blick zu; dann erhob er sich, die Zeit des Aufbruches war für ihn gekommen und das Benehmen des Schwagers ärgerte ihn. „Ich muß fort," sagte er, „wenn ich zu spät in's Geschäft komme, giebt's Vorwürfe."

„Ach was, bleib hier," erwiderte Steinthal mit schwerer Zunge, „die Herrlichkeit in Eurem Geschäft hat ja doch bald ein Ende; kannst zu mir kommen, Junge, wenn Du keine Stelle mehr hast."

Konrad nahm hastig seinen Hut, das Blut stieg ihm heiß in die Schläfe, den vertraulichen Ton fand er beleidigend. „Unser Geschäft steht heute noch so fest, wie es jemals gestanden hat," sagte er scharf. „Sollte es aber jemals so kommen, wie Sie befürchten, so werde ich doch von Ihnen kein Almosen annehmen. Sie behaupten, nicht prahlen zu wollen, und thun es dennoch; halten Sie Ihre Zunge im Zaume und bauen Sie keine Luftschlösser, so lange Sie kein sicheres Fundament haben."

Steinthal sah ihn einige Sekunden lang mit zornglühenden Augen starr an, dann brach er in ein heiseres Hohngelächter aus, in das die Kellnerin einstimmte.

Konrad ging achselzuckend hinaus, und Grimm folgte ihm.

Sie drückten einander die Hände und trennten sich. Konrad schlug den Weg zum Hause des Prinzipals ein. Als er in die Straße einbog, an der dieses Haus lag, sah er einen alten, schlicht gekleideten Herrn vor einem Schaufenster stehen, der gleich darauf mit freundlich lächelnder Miene ihm entgegenkam. In dem Augenblicke, als er an ihm vorbeischreiten wollte, fiel der Schirm des alten Herrn zur Erde; Konrad bückte sich und hob ihn auf, höflich und zuvorkommend war er immer gewesen.

„Ich danke Ihnen," sagte der alte Herr jetzt, „Sie sind sehr liebenswürdig, das findet man heute bei der Jugend selten."

„Es war nur eine Pflicht der Höflichkeit," erwiderte Konrad, „Sie schulden mir keinen Dank."

„Sieh', sieh', bescheiden sind Sie auch? Sie müssen eine gute Erziehung genossen haben. Weshalb so eilig? Ich möchte Sie näher kennen lernen und Ihnen beweisen, daß ich solche Tugenden zu schätzen weiß."

„Aber ich habe augenblicklich keine Zeit," sagte Konrad, „ich werde im Geschäft erwartet—"

„Dann müssen Sie gehen, seine Pflicht darf man nicht versäumen. Darf ich Sie für heute Abend zu einem Glase Wein einladen?"

„Ich weiß nicht —"

„Nein, nein, Sie dürfen mir keinen Korb geben," fuhr der alte Herr in seiner zutraulichen Weise fort. „Kennen Sie die Weinschenke zum Rebstock?"

„Ich bin einmal dort gewesen —"

„Nicht wahr, man trinkt da ein gutes Glas Wein? Wann kommen Sie aus dem Geschäft?"

„Um sieben Uhr."

„Schön, ich werde Sie nach Sieben im Rebstock erwarten; Sie würden mich beleidigen, wenn Sie nicht kämen — also auf Wiedersehen!" Damit nickte der alte Herr ihm freundlich zu.

Konrad eilte ins Bureau, wo er mit Vorwürfen wegen seines späten Kommens empfangen wurde. Es befremdete ihn, daß sein Prinzipal so schlecht gelaunt war, da er doch alle Ursache hatte, in froher Stimmung zu sein. Friedrich Salinger konnte das ebenfalls nicht begreifen und sprach mit seinem Kollegen darüber, als Röder zum Vesperbrot ins Familienzimmer gegangen war.

„Es scheint doch noch nicht Alles in Ordnung zu sein," meinte Konrad.

„Alles noch nicht," erwiderte Friedrich, „aber wir kommen durch. Wir werden noch einige Wochen tüchtig arbeiten müssen, dann sind wir über den Berg hinüber, vorausgesetzt, daß der Amerikaner uns in Ruhe läßt."

„Von dem haben wir nichts mehr zu befürchten."

„Na, na, wir haben nur Zahlungsausstand!"

„Die Wechsel sind ja eingelöst."

„Wer sagt Ihnen das?"

„Hat unser Chef sie Ihnen nicht gezeigt?"

„Wie kann er sie mir zeigen, wenn er sie nicht hat?"

Konrad schlich auf den Fußspitzen zum Pulte seines Prinzipals, es war nicht verschlossen, er öffnete es und holte ein kleines, zusammengeschnürtes Packetchen Papiere heraus, das er mit triumphirender Miene dem Buchhalter überreichte.

„Rasch, überzeugen Sie sich," sagte er leise.

Friedrich blickte starr auf die Papiere in seiner Hand, dann gab er sie zurück, seine Wangen waren bleich geworden. „Das wußte ich noch nicht," erwiderte er, „weshalb mag er es uns verheimlichen?"

„Weil er uns wahrscheinlich nicht verrathen will, woher er das Geld genommen hat," sagte Konrad, zu seinem Pult zurückkehrend. „Die neuen Schulden werden ihm nun wohl Sorge machen."

Friedrich schüttelte den Kopf und blieb lange in Nachdenken versunken. „Daraus werde ich jetzt noch nicht klug," nahm er endlich wieder das Wort. „Verrathen Sie nur nicht, daß Sie Kenntniß davon haben, Herr Röder würde Sie augenblicklich entlassen. In seinem Pult haben Sie nichts zu suchen, mag es offen oder verschlossen sein."

„Machen Sie mir keine Vorwürfe, Ihnen ist es auch lieb, daß Sie nun Gewißheit haben," antwortete Konrad ärgerlich. „Das sind keine Privatgeheimnisse, sondern Geschäftssachen, in die wir nach meiner Ansicht eingeweiht werden müssen; ich begreife nicht, daß sie uns verheimlicht werden."

Friedrich zuckte die Achseln, die Rückkehr Herrn Röder's brach die Unterhaltung ab.

Als die Uhr sieben schlug und nun die Zeit des Geschäftsschlusses gekommen war, eilte Konrad in die Schenke zum Rebstock.

Er hatte sich entschlossen, der Einladung des alten Herrn Folge zu leisten; der freundliche und anscheinend auch vermögende Mann konnte ihm vielleicht später einmal gute Dienste leisten, und solche Freunde durfte man nicht zurückstoßen. Es war ja möglich, daß der alte Herr ihm eine bessere Stelle verschaffen konnte; jedenfalls lohnte es sich der Mühe, ihm näher zu treten und über diesen Punkt Gewißheit zu erhalten.

Er war schon da, er begrüßte seinen jungen Freund mit herzlicher Freundlichkeit und beauftragte den Kellner, ein Weinglas zu bringen.

Sie saßen an einem kleinen Tische allein; Konrad beantwortete die Fragen, die in theilnehmendem Tone an ihn gerichtet wurden, mit ehrlicher Offenheit. Der alte Herr erfuhr Alles, was er wissen wollte.

„So, so, Sie sind in dem Röder'schen Geschäft," sagte er mit bedenklicher Miene. „Es wird gerade jetzt viel darüber geredet."

„Mit Unrecht," erwiderte Konrad, der mit Vergnügen zusah, wie sein Glas immer wieder gefüllt wurde, sobald es leer war. „Das Haus steht fest, aber ich leugne nicht, daß mir eine gute Stelle in einem anderen Hause lieber wäre."

„Also fürchten Sie doch noch?"

„Keineswegs, ich komme nur nicht vorwärts. Außer mir ist nur noch ein Buchhalter dort beschäftigt, und daß der einmal abgehen und mir Platz machen wird, daran ist nicht zu denken."

„Und Sie könnens gut gebrauchen," nickte der alte Herr. „Na, kommt Zeit, kommt Rath, ich werde gelegentlich an Sie denken, kann Ihnen vielleicht helfen, wir werden sehen. Aber daß Ihr Haus so feststehen soll, das glaube ich nicht, bester Freund. Ich traf gestern mit einem Amerikaner zusammen, der das Gegentheil behauptete; er selbst hatte große Wechselforderungen—"

„Die sind getilgt!" warf Konrad jetzt ein.

„Wissen Sie das ganz sicher?"

„Die Wechsel liegen ja im Pult meines Prinzipals!"

„So, so, Sie haben sie gesehen?"

„Heute Nachmittag noch hatte ich sie in der Hand. Ich weiß nicht, weshalb nur ein Geheimniß daraus gemacht wird? aber Thatsache ist es, daß die Wechsel in den Händen meines Chefs sind."

Der alte Herr erhob das Glas, um mit seinem Gaste anzustoßen, dann forderte er eine neue Flasche. „Wenn das der Fall ist, mögen Sie Recht haben," sagte er. „Der Amerikaner war fest überzeugt, daß er seinen Schuldner ruiniren würde. Ich glaube, er haßte Ihren Chef; er äußerte: daß er einige Wochen hier bleiben würde, um den Prozeß gründlich durchzuführen. Sie wollen schon gehen?"

„Ich hab' meinem Schwager versprochen, ihn heute Abend zu besuchen," erwiderte Konrad jetzt, der sich erhoben hatte.

„Den Dienstmann?"

„Sagte ich Ihnen nicht, daß er heute eine Wirthschaft übernommen habe?"

„Nein, Sie sagten mir nur, Ihre Fräulein Schwester sei mit einem Dienstmann verlobt. Na, vom Dienstmann zum Wirth ist ein hübscher Schritt vorwärts. Wenn er nur Kapital genug hat."

„Er behauptet es, und ich muß es glauben; die erste Anzahlung hat er schon geleistet."

„Eine Branntweinschänke, wie?"

„Nein, das Wirthshaus zum Schwan—es soll immer gut besucht worden sein; da muß man nun abwarten, ob mein Schwager ebenfalls Seide dort spinnen wird."

„Hm, ich kenne den Schwan, vielleicht komme ich in den nächsten Tagen auch einmal hin; es wird mir lieb sein, Ihnen dann wieder zu begegnen."

Konrad hatte den Paletot angezogen, mit dem Hut in der Hand stand er vor dem alten Herrn, der ihm freundlich zunickte.

„Ich danke Ihnen recht sehr," sagte er; „darf ich nun fragen, mit wem ich die Ehre gehabt habe? Mein Name ist Konrad Wilde."

„Sieh' da, haben wir uns gegenseitig noch nicht vorgestellt?" lachte der alte Herr, „ich heiße Gustav Schreiber und befinde mich in der glücklichen Lage, von meinen Renten leben zu können. Also auf baldiges Wiedersehen, Herr Wilde!"

Konrad erwiderte den kräftigen Handdruck und entfernte sich mit etwas schwankenden Schritten. Der Rentner sandte ihm einen Blick nach, in dem Spott und Hohn sich spiegelten. „Wenn man einem solchen Dummkopf die Zunge löst, plappert sie Alles aus," murmelte er, während er den Rest der Flasche in sein Glas goß. „Die Wechsel hat er also? Das zu wissen ist sehr wichtig! Die schlechte Laune des Bankerotteurs spricht auch für den Verdacht; ich wäre für sofortige Verhaftung, aber dazu hat unser junger Assessor nicht den Muth, obgleich er sonst ein schneidiger Kerl ist. Na, mit dem Resultat des ersten Tages kann ich zufrieden sein; wir wollen nun abwarten, was morgen weiter erfolgt."

Er trank sein Glas langsam aus, berichtigte die Zeche und verließ das Haus mit freundlich lächelnder Miene.

### Ein Schuldbeweis.

Seit der Abreise Martin's waren mehrere Tage verstrichen. Im Hause Röder's sprach man nicht mehr von dem Amerikaner, aber daß Röder selbst sich noch immer in Gedanken mit ihm beschäftigte, bekundeten die finsteren Schatten auf seiner Stirne, die keine frohe Stimmung aufkommen ließen.

Als Röder ins Bureau trat, fand er Konrad schon anwesend; er beauftragte ihn, in den Gasthof „Zum Adler" zu gehen und dem Oberkellner zu sagen, daß er immer noch auf den Koffer des Herrn Grimm warte.

„Wenn der Oberkellner erklärt, daß er selbst ihn aufbewahren wolle, ist es gut," fügte er hinzu, „im anderen Falle soll er heute noch hierher gebracht werden, damit die Sache ihre Erledigung findet."

Konrad entfernte sich, und der alte Herr trat an sein Pult und stützte das graue Haupt auf beide Arme. Die Cigarre schmeckte ihm heute nicht, er hatte sie fortgeworfen; sein Blick war starr und finster, das krampfhafte Zucken seiner festgeschlossenen Lippen bewies die innere Unruhe, der er Herr zu werden versuchte.

Ein ziemlich derbes Pochen an der Thür weckte ihn aus seinem Brüten, er wandte sich um und sein Blick fiel auf den ihm wohlbekannten Untersuchungsrichter. Eine bange Ahnung durchzuckte ihn, unwillkürlich fuhr er erschreckt zusammen. „Herr Assessor?" sagte er sichtbar bestürzt.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe," erwiderte der Assessor im freundlichsten Ton; „meine Amtspflichten zwingen mich, einige Fragen an Sie zu richten. Ich wollte Sie nicht vorladen lassen, ich zog es vor, persönlich Sie zu besuchen."

Röder athmete schwer; diese Einleitung beruhigte ihn nicht, trotzdem sie so freundschaftlich und vertraulich klang. Er bot dem Assessor einen Stuhl an und versuchte, zu lächeln, aber dieses Lächeln verzerrte nur seine Züge.

Der Assessor blieb stehen, die funkelnden Augen hinter den Brillengläsern beobachteten scharf. „Sind wir hier ungestört?" fragte er. „Ich fürchte, wir werden es nicht mehr sein, wenn Ihre Leute kommen."

„Sie wünschen eine geheime Unterredung?"

„Die Natur der Sache bedingt es."

Röder führte seinen Gast die Treppe hinauf in den Salon. „Es ist etwas kühl hier," sagte er mit gepreßter Stimme, „wir heizen in diesem Raume nicht jeden Tag—"

„So erlauben Sie wohl, daß ich meinen Paletot anbehalte," unterbrach der Assessor ihn, indem er den ihm angebotenen Stuhl annahm. „Sie haben in New York einen Neffen, Martin Grimm, der kürzlich hier war?"

„So ist es," nickte Röder, „er ist vor einigen Tagen wieder abgereist."

„Am Dienstag Abend, nicht wahr?"

„Allerdings."

„Und zu dieser Abreise entschloß er sich ganz plötzlich?"

„Jawohl, sein Entschluß kam mir selbst überraschend; ich wußte, daß er längere Zeit hier weilen wollte."

„So, so," sagte der Assessor; „er hat auch Andere überrascht, denen er seinen Besuch für den nächsten Tag zugesagt hatte. Und diese Ueberraschung findet eine sehr begründete Erklärung darin, daß Herr Grimm mit Zurücklassung seines Gepäcks abgereist ist."

„Das will am Ende wenig bedeuten," erwiderte Röder, den diese Fragen und noch mehr die forschenden Blicke des Untersuchungsrichters mehr und mehr verwirrten. „Das Gepäck bestand nur aus einem kleinen Koffer, der nur die nöthigsten Toilettebedürfnisse enthielt. Mein Neffe ist ein reicher Mann, er konnte in Bremen das Alles neu kaufen."

„Er ist also nach Bremen gereist?" fragte der Assessor. „Sagte er Ihnen das?"

„Er sagte mir, er wolle über Bremen nach New York zurückreisen."

„Und womit motivirte er diesen plötzlichen Entschluß?"

„Er nannte mir nur den einen Grund, daß er fürchte, die Bahnverbindungen könnten durch das Hochwasser für längere Zeit unterbrochen werden, wie das thatsächlich heute der Fall ist."

„Aber er wollte ja längere Zeit hier bleiben?"

„Das war sein Vorsatz; weshalb er ihn änderte, weiß ich nicht."

Der Assessor rückte an seiner Brille; er beobachtete den alten Herrn unverwandt, und die Unruhe und Verwirrung Röder's konnten ihm nicht entgehen. „Man sagte mir, dieser Neffe habe eine bedeutende Forderung an Sie gehabt und mit Ihnen auf keinem guten Fuße gestanden," nahm er wieder das Wort, „er wollte einen Prozeß gegen Sie anhängig machen, um seinen Haß zu befriedigen."

„Die Leute schwatzen viel in den Tag hinein," erwiderte Röder, in dessen Seele jetzt der Trotz erwachte. „So schlimm war es nicht, mein Neffe hat mir den gewünschten Zahlungsausstand bewilligt, bis ich in der Lage bin, ohne Unbequemlichkeiten für mich seine Forderung befriedigen zu können."

„Es war dabei von Wechseln die Rede, — haben Sie diese Wechsel eingelöst?"

„Nein, die Mittel dazu fehlen mir augenblicklich. Ich weiß nicht, wie das Alles mit seiner Abreise zusammenhängen soll."

„Entschuldigen Sie, ich frage nur deshalb, weil die Leute mir das Alles mitgetheilt haben," sagte der Assessor mit einer leichten Verneigung. „Sie glauben nicht, wie geplagt ein Untersuchungsrichter ist! Jeden Tag kommen Leute und Briefe, die mir in den meisten Fällen nutzlose Arbeit machen. Da soll ich nun diesem Martin Grimm nachforschen, weil er an jenem Mittwoch nicht bei seinem Freunde erschienen ist. Sie haben ihn am Dienstag Abend wohl zur Bahn begleitet?"

„Nicht bis zum Bahnhofe."

„Aber über die Brücke hinüber?"

„Das leugne ich nicht."

„Erinnern Sie sich, auf der Brücke einen Hilferuf gehört zu haben?"

Röder blickte überrascht auf, sein Antlitz wurde fahl, als er in die plötzlich stechenden Augen des Assessors schaute.

„Nein", antwortete er.

„Der Brückenwärter Klasen hat ihn gehört, als Sie kurz vorher mit Ihrem Neffen an ihm vorbeigeschritten waren."

„Klasen?" fragte Röder verwirrt. „Ich kenne den Kerl nicht!"

„Er behauptet, Sie an jenem Abend gesehen zu haben."

„Nun, das kann möglich sein, ich bestreite nicht, daß ich über die Brücke gegangen bin."

„Und den Schrei haben Sie nicht vernommen?"

„Ich erinnere mich dunkel, einen schwachen Ruf gehört zu haben, als wir schon über die Brücke hinüber waren," erwiderte Röder, dessen Gesicht der aufsteigende Aerger jetzt wieder dunkel färbte; ich achtete nicht darauf."

„Klasen meint, nach seiner Berechnung müßten Sie noch auf der Brücke und zwar ganz in der Nähe der Unglücksstelle gewesen sein," sagte der Assessor, an seiner Brille rückend, „es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir eine Aufklärung darüber geben könnten."

„Aber was habe ich denn mit dieser Sache zu schaffen?" fragte der alte Mann trotzig.

„Es waren nur wenige Personen auf der Brücke, und der Hilferuf deutet auf ein Unglück; ich werde mit dieser Sache mich nun auch beschäftigen und alle Zeugen verhören müssen, die mir irgend welchen Aufschluß geben können."

„Dann muß ich bitten, auf meine Aussagen zu verzichten, — ich habe keine zu machen."

„Gut, kommen wir auf Ihren Neffen zurück," erwiderte der Assessor mit scheinbarer Gleichgiltigkeit. „Sie sind wohl nicht in Frieden von ihm geschieden!"

„Je nun, so ganz in Frieden und Freundschaft sind wir nicht auseinander gegangen," sagte Röder, mit der Hand über seine feuchte Stirn fahrend. „Es ist ja wahr, daß er mich haßte, und wenn dieser Haß auch der Begründung entbehrte, so wurzelte er d'rum nicht minder tief."

„Das eben befremdet den Freund Ihres Neffen, daß Martin Grimm trotz dieses Hasses abgereist sein soll, ohne seine Sache auszuführen."

„Und wer ist dieser Freund, der mit solcher Unverschämtheit sich in meine persönlichen Angelegenheiten mischt?" fuhr Röder auf.

„Der Advokat, den Ihr Neffe bevollmächtigt hat, den Prozeß gegen Sie zu führen!"

„Der Winkelkonsulent Geier?"

„Derselbe," nickte der Assessor.

„Schenken Sie nur diesem Menschen keinen Glauben," sagte der alte Herr in zorniger Erregung. „Auch er haßt mich, und überdies wird es ihn ärgern, daß der fette Prozeß ihm an der Nase vorbeigeht. Es mag sein, daß mein Neffe ihn zu Rathe gezogen hat, aber eine Vollmacht wird dieser Geier nicht vorlegen können."

„Ich habe sie gesehen, ich habe auch das Promemoria gelesen, das Ihr Neffe zur Information Geier's geschrieben hat."

„Und was will dieser Mensch nun von mir?" brauste Röder wieder auf.

„Er will wissen, wo Martin Grimm augenblicklich sich befindet!"

„Höchstwahrscheinlich auf See."

„In Bremen hat Martin Grimm sich nicht eingeschifft," sagte der Assessor mit schärferer Betonung. „Er ist dort gar nicht angekommen."

Im ersten Moment spiegelte Bestürzung sich in den Zügen Röder's, er strich mit der Hand hastig über seine Augen. „Wie können Sie das heute schon wissen, Herr Assessor?" fragte er, gewaltsam sich bezwingend, um die wachsende innere Unruhe nicht zu verrathen.

„Es sind in Bremen bereits Erkundigungen eingezogen worden."

„Ist es denn undenkbar, daß er seine Reise unterwegs unterbrochen, oder eine andere Route eingeschlagen hat?"

„Dagegen spricht die Plötzlichkeit der Abreise," erwiderte der Untersuchungsrichter kopfschüttelnd.

„Keineswegs; gerade diese Plötzlichkeit beweist, wie rasch mein Neffe seine Entschlüsse ändern konnte. Und was will dieser Geier von ihm? Weshalb sucht er ihn? Er scheint nur Skandal machen zu wollen, denn von dem Prozeß kann ja keine Rede mehr sein, das muß er nun doch wissen."

„Sie können mir also keine andere Auskunft geben?" fragte der Assessor, indem er sich erhob.

„Ich weiß nichts weiter, als daß Martin Grimm am Dienstag Abend von hier nach Bremen abgereist ist, um sich dort nach New York einzuschiffen," erwiderte Röder, der gleichfalls aufgestanden war.

„Wo verließen Sie ihn an jenem Abend?"

„Jenseits der Brücke auf dem Wege zum Bahnhofe."

„Es ist auffallend, daß Sie ihn nicht bis zum Bahnhofe begleiteten."

„Unser Geschäft war beendet, und er wünschte meine Begleitung nicht weiter; es waren in der Erregung Worte gefallen, die eine gereizte Stimmung hervorgerufen hatten, da mußten wir Beide die Trennung wünschenswerth finden."

Der Assessor nahm seinen Hut und schritt langsam auf die Thür zu. „Ich hoffe, diese Geschichte wird sich aufklären, und ich rathe Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, nach Kräften dazu beizutragen," sagte er. Dann nahm er mit einer kühlen Verbeugung Abschied.

Hugo Röder fuhr mit beiden Händen in sein graues Haar hinein; der Schweiß perlte in hellen Tropfen auf seiner Stirn. In seinem eigenen Interesse! Wie scharf das der Assessor betont hatte! Was bezweckten die seltsamen Fragen des Untersuchungsrichters? Weshalb forschte man so angelegentlich seinem Neffen nach? Martin Grimm hatte doch kein Verbrechen begangen?

Oder — ein Ausruf des Entsetzens entfuhr plötzlich den Lippen des alten Mannes. Hatte man auf ihn selbst einen furchtbaren Verdacht geworfen? Jener Hilferuf auf der Brücke — wurde er mit dem Verschwinden Martin's in Verbindung gebracht? Weshalb war er so scharf darüber verhört worden, ob er den Schrei vernommen habe? Weshalb hatte der Untersuchungsrichter sich so angelegentlich darnach erkundigt, ob die Forderung Martin's gedeckt oder der Zahlungsausstand in der That bewilligt worden sei?

Der Brückenwärter hatte ihm die ganze Suppe eingebrockt! Wie konnte dieser Mensch behaupten, daß er, Hugo Röder, in der Nähe gewesen sei und den Schrei gehört haben müsse? Er selbst kannte diesen Mann nicht, aber er wollte ihn aufsuchen und zur Rede stellen; dieser entsetzliche Verdacht durfte nicht weiter verbreitet werden.

Er eilte die Treppen hinunter, Salinger und Konrad erschraken, als sie in sein verzerrtes Gesicht blickten, und dem alten Manne fiel es sofort auf, daß sie bei seinem Eintritt ihre eifrige Unterhaltung so plötzlich abgebrochen hatten.

„Was giebt's?" fragte er rauh. „Weshalb stiert man mich so merkwürdig an? Wie ist's mit dem Koffer, Wilde? Wird er gebracht?"

„Nein," erwiderte Konrad, „der Oberkellner sagte mir, das Gericht habe auf den Koffer Beschlag gelegt."

Wieder zuckte Hugo Röder zusammen: diese Nachricht konnte seine Befürchtungen nur bestätigen—sie erinnerte ihn an den Hilferuf. „Das Gericht?" fragte er, und es lag ein unheimlicher Klang in seiner heiseren Stimme. „Aus welchen Gründen?"

„Der Oberkellner meinte, die würden Sie wohl kennen," sagte Konrad. „Nachher verrieth mir der Portier, Herr Grimm sei spurlos verschwunden: man habe in der Nacht, in der er abgereist sein soll, seinen Hilferuf auf der Brücke gehört."

„Hol' der Teufel all' diese Lästermäuler!" fuhr Röder auf, während er mit zitternden Händen den Paletot zuknöpfte und seinen Hut nahm, „es ist ja kein Wort von alledem wahr, — diese Lumpen gehen allesammt nur darauf aus, mich zu ruiniren." Damit stürmte er hinaus, gleich einem Verzweifelnden, der seine letzten Hoffnungen zu Grabe getragen hat.

Er schlug den Weg zur Brücke ein, und so sehr er auch seine Schritte beschleunigte, fand er doch noch Zeit, die Vorübergehenden zu beobachten. Fast in jedem Gesicht glaubte er seine Verurtheilung zu lesen; er sah, daß einige Menschen stehen blieben, um ihm nachzuschauen, — andere, die früher nach einem Gruß von ihm gegeizt hatten, grüßten ihn heute nicht mehr. Er bedachte nicht, daß die Angst, die in seinen verzerrten Zügen sich spiegelte, seine Hast und Eile die Leute aufmerksam machen und befremden mußten, er fand die Ursache dieses Befremdens nur in dem Verdacht, der auf ihm ruhte.

Die Brücke war abgefahren, das jenseitige Ufer konnte man nicht mehr erreichen; das Hochwasser rauschte schon in den angrenzenden Straßen, es stieg von Stunde zu Stunde.

Kähne fuhren durch die Straßen, um den Verkehr zu vermitteln, den Ueberschwemmten Lebensmittel zu bringen und die mit Lebensgefahr Bedrohten zu retten.

Röder hatte nicht bemerkt, daß von der Straße aus, in der er wohnte, ein alter, freundlich lächelnder Herr ihm gefolgt war, der nun in seiner Nähe stand; er sah ihn wohl, aber er beachtete ihn nicht, es standen viele Menschen hinter und neben ihm, die das ungewohnte bunte Leben und Treiben in den überschwemmten Straßen und das Steigen des Wassers beobachteten.

Ein Kahn, von zwei Brückenknechten geführt, war eben angefahren, die Personen, die in ihm saßen, stiegen aus.

„Wo finde ich den Brückenwärter Klasen?" fragte Röder die Knechte.

„Zufällig hier," erwiderte einer von ihnen. „Was wollen Sie von mir?"

„Nur ein paar Worte mit Euch reden."

„Ich habe jetzt Dienst, Herr!"

„Ich halte Euch nicht lange auf," sagte der Kaufmann ungeduldig, „laßt einen Anderen Eure Stelle einnehmen, es soll mir auf einen Thaler nicht ankommen."

Klasen blickte sich um, es war ein Matrose unter den Umstehenden, der sich erbot, ihn zu vertreten.

Hugo Röder ging mit dem Brückenknecht in eine angrenzende Gasse, die wenig belebt war. „Ihr kennt mich?" fragte er.

„Jawohl, Herr Röder," erwiderte Klasen, „ich war früher Packträger und habe mitunter für Sie gearbeitet."

„Na, das kann sein, dann aber dankt Ihr mir schlecht für den guten Lohn, den ich Euch gezahlt habe. Ich zahle immer gut, das wißt Ihr, ich bin kein Leuteschinder."

„Inwiefern soll ich undankbar gewesen sein?"

„Habt Ihr mich am Dienstag Abend auf der Brücke gesehen?"

„Zweimal," nickte Klasen, „einmal, wie Sie hinübergingen, und das zweite Mal, als Sie zurückkamen. Zuerst hatten Sie einen anderen Herrn bei sich und nachher waren Sie allein."

„Das stimmt. Ihr wollt zu derselben Zeit einen Hilferuf auf der Brücke gehört haben?"

„Jawohl!"

„Und Ihr behauptet nun, ich müsse ihn auch gehört haben."

„Das ist die Wahrheit," erwiderte der Knecht, „Sie waren kaum an mir vorübergegangen, Sie können's nicht bestreiten."

„Aber ich bestreite es trotz alledem. Wißt Ihr, welchen Verdacht Ihr durch Euer Geschwätz auf mich geworfen habt?"

„Ich mußte die Wahrheit sagen!"

„Die Wahrheit?" erwiderte Röder zornig. „Wie konnt Ihr denn wissen und behaupten, daß ich den Schrei gehört haben muß? Nennt Ihr das Wahrheit? Wem habt Ihr das Alles gesagt?"

„Dem Doktor Geier und dem Untersuchungsrichter."

Immer finsterer und drohender zogen sich die Brauen Röder's zusammen, der Zorn sprühte aus seinen Augen. „Geier hat Euch wohl die Worte, die Ihr aussagen sollt, vorgesprochen?" fragte er heiser.

„Er hat mir nur gesagt, daß ich die Geschichte anzeigen müsse."

„Von dem Hilferuf konntet Ihr Anzeige machen, aber weshalb mußtet Ihr meine Person hineinflechten? Es sind an jenem Abend viele Menschen über die Brücke gegangen, Leute, die Ihr wahrscheinlich nicht kanntet. —"

„Lassen Sie mich in Ruhe mit all den Fragen!" sagte der Knecht ärgerlich. „Ich habe ausgesagt, was ich gesehen und gehört habe, weiter nichts. Wenn daraus nun Geschichten gemacht werden, die Ihnen unangenehm sind, so ist das doch nicht meine Schuld."

„Doch, das ist Eure Schuld allein," fiel Röder ihm ins Wort; „Ihr werdet diese Aussagen, so weit sie mich betreffen, zurücknehmen, — verstanden?"

„Das kann ich nicht."

„Das könnt und müßt Ihr. Wie gesagt, ich habe keinen Hilferuf vernommen. Ihr müßt Euch also in der Zeitrechnung geirrt haben; zudem waren auch noch andere Personen auf der Brücke. Ich habe einen Dienstmann mit einem Koffer auf der Brücke gesehen, einige Reisende, die zum Bahnhof wollten, — strengt einmal Euer Gedächtniß an, so werdet Ihr Euch dieser Leute gewiß erinnern. Geht zum Untersuchungsrichter und sagt ihm das, erklärt ihm heute noch, daß Ihr Euch in der Zeit geirrt habt; für die Versäumniß, die Euch daraus entsteht, will ich Euch entschädigen."

Heinrich Klasen schüttelte ablehnend sein struppiges Haupt. „Da ist ein Fischer, der hat den Schrei auch gehört," sagte er; „er behauptet ebenfalls, es sei kurz vor zehn Uhr gewesen, wie kann ich da sagen, daß ich mich geirrt hätte?"

„Wie heißt der Fischer?" fragte Röder ungeduldig.

„Anton Stumm."

„Redet mit ihm, es kann ja auch nach zehn Uhr gewesen sein. Wie könnt Ihr nur mich, einen unbescholtenen Mann, in solchen Verdacht bringen? Ihr müßtet doch wissen, daß meine Person mit diesem Hilferuf nichts zu schaffen haben konnte!"

„Ich kann's nicht ändern," brummte der Knecht, „sie fragten mich und ich mußte antworten."

Hugo Röder hatte seine Börse aus der Tasche geholt, er dachte nicht darüber nach, welche Unklugheit er beging, sondern nahm einige Geldstücke heraus und gab sie dem Brückenwärter. „Mein Name darf in dieser dummen Geschichte nicht mehr genannt werden," sagte er, „nehmt dies für die Zeitversäumniß und geht unverzüglich zum Untersuchungsrichter. Ihr braucht ihm nur zu sagen, Ihr hättet Euch geirrt, ich könne den Hilferuf nicht gehört haben, da ich in jenem Augenblick nicht auf der Brücke gewesen sei. Ich gebe Euch mein Ehrenwort darauf, daß das die Wahrheit ist, und daß Ihr keine Lüge sagt, wenn Ihr es behauptet. Denkt an die Vorwürfe, die Euer Gewissen Euch machen würde, wenn ich durch Eure Aussagen in's Unglück käme."

Klasen schaute dem rasch von dannen Schreitenden starr nach, dann heftete er den Blick auf das Geld in seiner Hand.

Der alte Herr, der dem Kaufmann auf dem Weg zum Strome gefolgt war, trat jetzt aus einer naheliegenden Schänke heraus; er hatte von dort aus die Beiden unverwandt beobachtet. „Was wollte der Herr von Euch?" fragte er.

„Nichts!" erwiderte Klasen barsch, indem er das Geld hastig in die Tasche steckte.

„Das ist wohl der Lohn für den Meineid, den Ihr schwören sollt?" sagte der Rentner Schreiber mit seinem freundlichsten Lächeln. „Wißt Ihr auch, daß die Annahme dieses Geldes Euch ins Zuchthaus bringen kann?"

Der Knecht war erschreckt zusammengefahren; sein Blick ruhte forschend auf dem treuherzigen Gesicht des alten Herrn. „Wer redet denn von einem Meineide?" fragte er.

„Hat's der Kaufmann Röder nicht gethan? Hat er Euch nicht verleitet, Eure Aussagen gegen ihn zurückzunehmen?"

„Das hat er gewollt, aber ich thu's nicht," erwiderte Klasen entschlossen; „was wahr ist, das muß wahr bleiben, ich nehme nichts zurück."

„Und was sollt Ihr nun aussagen?"

„Hm, was geht das Sie an?" entgegnete Klasen, dessen Mißtrauen plötzlich zu erwachen schien. „Da könnte Jeder kommen und mich fragen."

„Sehr wahr," nickte Schreiber, noch immer lächelnd. „Kommt mit mir zum Untersuchungsrichter, dann werdet Ihr erfahren, wer ich bin."

„Oho, ist das ein Befehl?"

„Allerdings."

„Und wenn ich nicht gehorche?"

„Dann, so leid es mir auch thäte, müßte ich Euch verhaften lassen."

„Weshalb? Ich habe ja nichts gethan!"

„Wenn einem Zeugen bewiesen wird, daß er sich erkaufen läßt, so bringt man ihn hinter Schloß und Riegel, damit er keiner weiteren Versuchung ausgesetzt ist," sagte Schreiber ruhig. „Und die Bestechung ist bewiesen, wenn Ihr Euch weigert, dem Untersuchungsrichter Eure Unterredung mit Röder zu berichten."

Auf den Brückenknecht verfehlten diese Worte die beabsichtigte Wirkung nicht; nach kurzem Zögern erklärte er sich bereit, den alten Herrn zu begleiten. „Ich wußte es ja voraus, daß ich nur Scherereien davon haben würde," knurrte er; „ich hätte besser geschwiegen."

„Das würdet Ihr später bereut haben," erwiderte Schreiber, „außerdem hättet Ihr auch durch Euer Schweigen auf Euch selbst einen schweren Verdacht lenken können. Was sollt Ihr nun aussagen?"

„Daß ich mich in der Zeit geirrt hätte. Röder sei in dem Augenblick des Hilferufs nicht auf der Brücke gewesen."

„Und das ist eine Lüge?"

„Herr, ich habe ein paar gesunde Augen im Kopf, und mit diesen Augen habe ich den Kaufmann Röder vorbeigehen sehen, kurz nachdem ich den Schrei hörte. Das lasse ich mir nicht abstreiten, und wenn ein Engel vom Himmel käme und Nein sagte, ich sagte Ja!"

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Schwindelkönigin.

Aus Philadelphia wird ein Stückchen von Bauernfängerei gemeldet, das den Praktiken des berüchtigten „Sägemehl-Hochstaplers" Tom Davis, welcher bekanntlich unlängst von einem texanischen Desperado in New York erschossen wurde, würdig an die Seite gestellt werden kann. Nur gehören Schwindler und Opfer in diesem Falle dem schönen Geschlechte an.

Die Gattin eines bekannten Bürgers und Besitzerin mehrerer Häuser in Philadelphia und Bryn Mawr hatte sich am Ende der Sommersaison drei Wochen in Cape May, N. J., aufgehalten. Da ihr Mann Geschäfte halber nur sehr selten bei ihr sein konnte, so fühlte sie sich vereinsamt und suchte nach anderweitiger Bekanntschaft — als tugendsame Ehefrau selbstverständlich nach weiblicher. Sie wurde denn auch bald mit einer sehr vornehm aussehenden Dame bekannt, die im selben Hotel wohnte. Dieselbe erzählte ihrer neugewonnenen Freundin, daß sie mit einem reichem Engländer verheirathet sei, der sich zur Zeit in Colorado befinde, um seine große Viehfarm in Ordnung zu halten, und daß sie den größten Theil ihres Lebens in den Kreisen der englischen Aristokratie zugebracht habe; sie nannte sich „Frau George Frederick Pitnam". Nachdem sie sich auf solche Art schon interessant genug gemacht, eröffnete sie eines Tages ihrer Freundin, daß sie einen wunderschönen ostindischen Shawl von ihrer Schwiegermutter aus England erwarte, der seit Generationen ein Familienheiligthum sei, und den früher die Prinzessin von Rahmaputra (Indien) getragen habe. Diese Shawlgeschichte wollte der Philadelphier Dame gar nicht mehr aus dem Kopf, und die ganze Zeit her war es ihr heißester Wunsch, ihre vornehme Freundin noch einmal zu sehen und den fürstlichen Shawl zu Gesicht zu bekommen.

Als sie dieser Tage nichts ahnend in Philadelphia über die Straße ging, um einige Einkäufe zu machen — wer begegnet ihr da? Niemand anders als Frau Pitnam. Beide Frauen waren sichtlich erfreut, sich wieder zu treffen. „Ah," rief Frau Pitnam mit erheuchelter Ueberraschung aus, „das trifft sich ja wunderbar, daß ich Sie gerade in diesem Augenblick wiedersehe. Denken Sie nur, mein indischer Shawl ist heute angekommen." Damit zog sie ein Schreiben aus der Tasche, das ungefähr folgenden Wortlaut hatte: „Unser Specialangestellter wird den indischen Shawl, Ihrem Gesuche entsprechend, in Hrn. Sargeants Bureau abliefern."

Die fieberhafteste Neugierde und Ungeduld malte sich auf dem Gesichte ihrer Freundin. Frau Pitnam hatte dies erwartet und lud sie ein, sie bei Abholung des Shawls zu begleiten. Mit tausendfachem Dank wurde die Einladung angenommen.

Die Beiden gingen hastig nach dem bezeichneten Büreau. Der Weg führte durch viele Gassen und Gäßchen, schließlich nach einem hohen Hause mit einer Unmasse „Offices". In dem Zimmer, das sie betraten, saß eine emsig schreibende Dame.

„Ist mein Packet schon gekommen?" fragte Frau Pitnam und gab ihren Namen an. „Es war vorhin ein Mann vom Zollhause hier, der ein solches Packet bei sich hatte," antwortete die Comptoiristin im unschuldigsten Tone von der Welt, „aber er sagte, es sei zu werthvoll, als daß er es Jemandem anders als Ihnen selbst geben dürfe."

Während das Gespräch noch fortdauerte, öffnete sich plötzlich die Thüre, und ein Mann trat mit einem in gelbes Papier gehüllten Päckchen ein. „Hier ist die Dame," rief ihm die Comptoiristin zu, auf Frau Pitnam deutend.

„Geben Sie her," rief Frau Pitnam, „ich kann es gar nicht erwarten, bis es offen ist."

„Unterzeichnen Sie gefälligst diese Quittung," bemerkte der angebliche Zollhausbedienstete. Frau Pitnam bat ihn, den Inhalt vorher prüfen zu dürfen. Der Mann nahm das Papier ab, und es kam ein zierliches Kästchen aus dünnem, polirtem Holze zum Vorschein; innen war dasselbe mit Plüsch ausgeschlagen, und in zwei Papierlagen gewickelt fand sich der wirklich prachtvolle Shawl vor. Triumphirend nahm ihn Frau Pitnam heraus und legte ihn um. Mit der liebenswürdigsten Miene probirte sie ihn dann auch ihrer Freundin an, welche ganz „weg" war und sich in eine leibhaftige indische Prinzessin verzaubert wähnte. In ihren seligen Träumereien wurde sie durch die an den Ueberbringer gerichteten Worte der Frau Pitnam unterbrochen: „Das ist aber doch etwas viel." — „Wir können nicht helfen," war die Antwort, „der Shawl ist mindestens $2000 werth, der Zoll beträgt 40 Proc., macht also $800."

Nach langem Hin- und Herreden sagte endlich Frau Pitnam: „Gut, ich werde ihn nehmen. Hier ist eine Anweisung für den Betrag an die Penn-Nationalbank." „O nein, das geht nicht," erwiderte der Mann, „alle Zölle müssen eigentlich in Gold bezahlt werden; da ich aber Gelegenheit genug zum Umwechseln habe, so nehme ich auch anderes Courantgeld an, aber keine Checks."

„Das thut mir aber sehr leid", versetzte die stolze Dame traurig, „ich habe wirklich nur $200 bei mir", und zu ihrer Freundin gewandt, fügte sie hinzu: „Kann der Mensch so viel Glück und Unglück zugleich haben!"

Letztere hatte eine Stunde zuvor von ihrem Agenten $650 als Betrag fälliger Renten erhalten. Wie sich später herausstellte, mußte die Hochstaplerin davon auf irgend welche Weise Kenntniß erlangt haben. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, zog die arglose Frau das Geld heraus und ergänzte den fehlenden Betrag. Mit einem Blick der reinsten, kindlichsten Freude schaute die Schwindlerin auf.

„Nun wollen wir aber gleich auf die Bank", sagte endlich Frau Pitnam, „damit Sie Ihr Geld zurückerhalten; tragen Sie den Shawl so lange, Sie haben ja einen Antheil daran."

Stolz nahm ihre Freundin das Kistchen unter den Arm, und die Beiden machten sich auf den Weg. Am Postamt aber blieb die Hochstaplerin plötzlich stehen und sagte: „Gehen Sie etwas langsamer, bis ich einen Brief an meinen Mann auf die Post gegeben habe." Damit traf sie in das Gebäude ein. Ihre Freundin wartete zehn Minuten und sah sich dann überall im Gebäude um—vergebens. Halt! dachte sie, die ist vielleicht in der Aufregung direct nach ihrer Bank gelaufen. Mit einiger Mühe fand sie die oben erwähnte Bank, erfuhr aber zu ihrem Schrecken, daß weder eine Frau Pitnam dagewesen sei, noch eine Person dieses Namens überhaupt ein Conto auf der Bank habe.

Jetzt ging der betrogenen Frau allmälig ein „Kronleuchter" auf. Athemlos lief sie auf die nächste Detective-Agentur und rief dem anwesenden Beamten zu: „Um Gottes Willen, öffnen Sie dieses Kistchen!" Vorsichtig kam der Geheimpolizist der Aufforderung nach. Aus dem Kistchen fiel blos ein altes Stück Teppich — die Dame sank ohnmächtig zusammen. Das Kistchen war ohne Zweifel von dem „Zollhausbediensteten" rasch umgetauscht worden. Die Polizei glaubt, daß sie es mit einer der größten Schwindlerinnen des Landes zu thun hat, und sandte daher sogleich nach allen Richtungen Telegramme.

## Verschiedenes.

— Aus Warschau kommt eine Nachricht von einem russisch-preußischen diplomatischen Conflikt. Der preußische Consul Baron Rechenberg setzte eines Tages, als er vom Oberpolizeimeister herauskam, gleich im anstoßenden Zimmer seinen Hut auf. Als der Kanzleichef Millet, der den Consul angeblich persönlich nicht kannte, dies bemerkte, rief er ihm zu, den Hut abzunehmen. „Was sagen Sie?" fragte der Consul in deutscher Sprache. Der russische Beamte nahm darauf dem Consul den Hut vom Kopfe, was den Baron Rechenberg veranlaßte, dem Beamten eine thätliche Beleidigung zuzufügen. Es wurde darauf über den Vorfall ein Protokoll aufgenommen, in dem ausdrücklich constatirt ist, daß in dem Zimmer, wo sich das Berichtete abspielte, ein Bild des Czaren hängt. Der Warschauer Correspondent des „Czas", welcher von diesem Vorfall berichtet, bemerkt zum Schluß: „Es ist nicht bekannt, welches Ende diese Angelegenheit nehmen wird. Obwohl man hier allgemein annimmt, daß der Consul abberufen werden wird, gestatten Sie wohl, daß ich in diesem Falle ein ungläubiger Thomas bin."

— Der Polizei in Hyderabad (Indien) ist es gelungen, vier zur Pariah-Kaste gehörige Männer zu verhaften, die einer empörenden Gräber-Entweihung angeklagt werden. Das Haupt der Bande soll ein Poojari Namens Appawoo sein, der mit Hilfe seiner Spießgesellen unlängst begrabene Leichen, namentlich die von Kindern, wiederum ausgrub, um, wie man glaubt, die Hauptadern auszuschneiden, die er zur Anfertigung einer Salbe gebrauchte. Wie die Bande behauptet, hat die Salbe, wenn auf die Augenlider gestrichen, die Kraft, verborgene Schätze zu zeigen. Während die Leichenschänder unlängst mit der Oeffnung eines Kindesgrabes beschäftigt waren, wurden sie von der Mutter des dort begrabenen Kindes bei der Arbeit überrascht und konnten später von derselben identifizirt werden, so daß ihre Verhaftung möglich gemacht wurde.

— Aus Naszod in Siebenbürgen melden die dortigen Journale: In der Nacht vom 4. auf den 5. Sept. überfielen Räuber das Haus des Großgrundbesitzers und Spiritusfabrikanten Jantel Kahan. Sie stiegen durch das Fenster in das Schlafzimmer und banden den Mann und die Frau mit Stricken. Der Mann, der sehr robust war, rang mit den Gaunern und bot ihnen auch all sein Geld an. Als er in's Nebenzimmer flüchten wollte, versetzten ihm die Räuber mehrere Stiche in's Gesicht und schlugen ihm von rückwärts mit einer Hacke mit solcher Wucht auf den Kopf, daß Kahan todt zu Boden fiel. Die Frau war indessen in ihrem Bette mit Polstern überdeckt und ihr Mund mit einem Handtuche verstopft worden, so daß sie von dem Kampfe zwischen den Räubern und ihrem Gatten nichts wahrnahm. Die Räuber kamen jetzt zu ihr, rissen sie vom Bette herunter, hielten ihr die Augen zu, bis sie vor der Casse stand, und zwangen sie, dieselbe zu öffnen. Die Räuber nahmen dann 11,000 Gulden in baarem Gelde, Pretiosen, Wechsel und Silberzeug mit sich, banden die Frau neuerdings, legten sie in's Bett zurück und entfernten sich durch die geöffneten Zimmerthüren auf den Gang. Der Correspondent Kahan's, Samuel Prager, sah durch die Glasthür seines Zimmers die fremden Männer vorübergehen, sprang aus dem Bette und rief um Hilfe. Nachbarn eilten herbei, allein die Räuber waren inzwischen verschwunden. Die Frau hatte unterdessen die ihr angelegten Bande mit den Zähnen entzweigerissen, warf die Polster von sich und suchte wehklagend ihren Mann, den sie zu ihrem Entsetzen im Nebenzimmer todt in einer Blutlache fand. Aus dem nahegelegenen Naszod kamen Gendarmen und fanden unter dem Bette eine Pistole und einen Strick.

— Nach einer Mittheilung der in Krakau erscheinenden „Reforma" sind in Warschau 300 aus Preußisch-Schlesien Ausgewiesene angekommen, größtentheils Weiber und Kinder, in elendem Zustande. In Sosnowice wurden für dieselben mildthätige Sammlungen eingeleitet. — Aus Grabow wird der „Germania" zufolge berichtet, daß die russischen Behörden diejenigen Militärpflichtigen noch besonders bestrafen, welche vor Ableistung des Fahneneides über die Grenze gegangen sind. Die nach Ableistung des Eides Geflohenen werden in die Strafcolonnen gesteckt, wenn sie tauglich zum Dienste sind; falls Letzteres nicht der Fall ist, werden sie mit Gefängniß bestraft. — Ein von der Ausweisung betroffenes junges Mädchen schildert in einem an das Posener Hilfscomite gerichteten Briefe das schwere Schicksal, welche sie betroffen, folgendermaßen: Ihr Vater, Besitzer des Dorfes Zacisze bei Kowno, war wegen Betheiligung am Aufstande von 1863 zum Tode verurtheilt, schließlich aber zu den Zwangsarbeiten in Sibirien begnadigt worden; das Vermögen der Familie wurde confiscirt. Die Mutter wollte mit ihren fünf Kindern das Schicksal ihres Mannes theilen, das wurde ihr abgeschlagen. Sie verlebten mehrere Jahre in der Kreisstadt Solikam im Gouvernement Perm; da sie vom Kummer verzehrt wurde und ihre Kräfte schwinden sah, kehrte sie nach Warschau zurück, weil man ihr den Aufenthalt in Litthauen nicht gestattete. Die arme Frau starb, die Kinder wurden zerstreut. Die Briefschreiberin kam als Waise nach Posen, wo sie im Hause einer mitleidigen Dame elf Jahre durch Nähen u. s. w. ihr Brod verdient hat. Nach der Thronbesteigung Alexander III. wurde ihr Vater begnadigt, allein er starb im Hause des Grafen Tyszkiewicz, ehe seine Tochter von seiner Rückkehr etwas erfuhr. Jetzt wird das junge Mädchen von der preußischen Regierung ausgewiesen. Nach Polen will sie nicht zurückkehren, der Gedanke daran erfüllt sie mit tödtlicher Angst. Sie will nach Galizien gehen, verlangt aber keine Unterstützung, sondern nur, daß das Hilfscomite ihr eine Familie empfiehlt, bei der sie wenigstens vorläufig ein Unterkommen finden und ihr Brot verdienen kann. — Das ist nur ein Blatt aus der Leidenschronik der 30,000 aus Preußen ausgewiesenen Personen.

— Vom Schweizer Bundesrath wurden folgende Anarchisten ausgewiesen: 1) Martin Grasser von Schoppershof bei Nürnberg, Bayern, geboren 1857, Schneider, zuletzt in Lausanne; 2) Franz Ruska von Dazik oder Natolitz, Böhmen, geb. 1854, Schneider, zuletzt in Lausanne; 3) Maximilian Mayer von Simmering bei Wien, geb. 1839, Schuster, zuletzt in Winterthur; 4) Martin Glaser von Höfen, Bezirk Polna, Böhmen, geb. 1853, Schneider, zuletzt in Zürich; 5) Arnold Mrna von Kralitz, Mähren, geb. 1860, Schneider, zuletzt in Zürich. Als besonders thätiger „Genosse" wird das frühere Mitglied des Vorstandes des Anarchistenvereins „Slovan", der ebengenannte Mrna, bezeichnet; alle fünf sind überwiesen, an der Verbreitung des am 20. August in Lausanne, Winterthur und Glarus mit Beschlag belegten Aufrufes „An die Genossen, Schweizerbrüder!" theilgenommen zu haben, welcher in sehr plumper, aber frecher Weise den „gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung" und das „Niedermachen der Behörden mit der ganzen Ausbeuterbande" verlangt hatte. Allem Anscheine nach war der Aufruf in Paris gedruckt.

## Der „Weinsberger Weibertreu" zweiter Theil.

### Eine altmodische Märe.

Von Weinsberg kennt Ihr, der guten Stadt,
Wohl alle die alte Märe,
Die Meister Bürger verbürgt uns hat
Mit seiner Dichterehre;

Die Mär, wie Kaiser Konrad kam
Gezogen mit mächtigem Heere
Vor jene Veste lobesam,
Daß er sie von Grund aus zerstöre;

Wie er den Männern von Weinsberg schwur,
Sie all' in die Pfanne zu hauen
Und einzig mochte gewähren nur
Das Freigeleite den Frauen;

Doch wie beim Abzug aus dem Ort
Er thät den Weibern vergönnen,
Daß jede ihren theuersten Hort
Sollt' mit sich tragen können;

Wie endlich Mägdlein und Frau alsdann
Mit liebend schämigen Blicken —.
Die ihren Schatz, die ihren Mann
Davonschleppt auf dem Rücken. —

Doch weiter davon weiß Keiner nichts,
Dieweil ich selbst erst gefunden
Jüngsthin das Ende des Berichts
In ältesten Ur-Urkunden!

Als nämlich die Frau'n den Beschluß gefaßt,
Und auf die Schultern gehoben
Den Liebsten die Eine: solch' süße Last
Ward bald zu beschwerlich ihr droben;

Wohl sann sie nach, wie man vom Fleck
Bequemer den Herrn transportire,
Und flugs hat schlau sie zu diesem Zweck
Erfunden — die Tournüre!

Die schmiegte dem Leib sich gar sänftig auf
Gleich Sätteln auf der Croupe,
Da thronten die Männer von Weinsberg d'rauf
In leichter, gefälliger Gruppe;

Und wenn vor dem Kaiser die holde List
Der treuen Liebe gelungen,
So merkt, daß dies zu verdanken ist
Blos diesen Polsterungen!

D'rum, seh'n wir heutzutag auf's Neu
Rings huldigen den Tournüren:
Ein sinnig Denkmal der „Weibertreu"
Läßt einzig darin sich verspüren;

Doch freilich: sollen dem klugen Streich
Als Monument sie nützen,
So müßt' auch bei jeder Dame gleich
Der Liebste hübsch hinten drauf sitzen;

Und also ruf' ich mit Jubelschall
(Nennt's mancher Mann auch vermessen):
Es leben hoch die Tournüren all',
Doch am höchsten, wenn sie besessen!

R. S.-C.

— Ein Grobian. Ein Fleischer, der zwei Schöpfe trägt, begegnet einer Sänfte, in der ein vornehmer Herr sitzt. „Macht Platz!" rufen ihm die Träger zu, der Fleischer aber giebt zur Antwort: „Ihr müßt mir aus dem Wege gehen, denn ihr tragt einen, ich aber zwei."

— Weshalb seine Reden trocken sind. „Meinst Du nicht auch, daß die Reden des Reichstagsabgeordneten Tr. außerordentlich trocken sind?" — „Ja, aber er hat eine gute Entschuldigung." — „Na, die möchte ich doch kennen lernen." — „Er leidet an Rheumatismus und muß sich deshalb vor Feuchtigkeit hüten."

— „Ich, der ich drei Schwestern geheirathet habe, ich kann wohl sagen, daß ich dadurch eine große Oekonomie gezeigt habe." — „Wieso?" — „Weil ich zwei Schwiegermütter dadurch erspart habe."

— Ewig. Dame: „Ist der Stoff aber auch dauerhaft?" Verkäuferin: „Ei gewiß, der hält ewig, und dann können Sie sich immer noch einen Schlafrock daraus machen lassen."

— Eine Künstlerin. Junger Maler (zu seiner hübschen Nachbarin): „Sie zeichnen wohl auch, mein Fräulein?" — Dame (verlegen): „Ein Wenig." — Maler: „Landschaften?" — Dame: „Nein ...... Wäsche."

— Erklärung. Die Zeitungen haben neuerdings belehrende Artikel gebracht über die Frage: „Woher kommt der Strohwittwer?" Der Ursprung dieses Wortes ist uns vollkommen gleichgiltig. Die Hauptsache wird für uns immer bleiben — und für eine Belehrung in diesem Punkte werden wir Jedem dankbar sein — zu erfahren, wohin der Strohwittwer geht. Die argwöhnischen Ehehälften.

— Auf Commando. Feldwebel: „Wenn Ihr am Königs-Geburtstage gefragt werdet: „Wie war die Menage?", so habt Ihr zu antworten: dem Herrn Hauptmann: „Gut!" — dem Herrn Oberst: „Sehr gut!" — und Sr. Excellenz: „Ausgezeichnet!"

— Aus der Schulstube. Lehrer: „Wir kommen jetzt auf den Klee zu sprechen, wer von Euch kann mir von den Blättern desselben etwas sagen?" — Michel: „Sie sind sehr sauber." — Lehrer: „Wie so denn?" — Michel: „Man sagt doch oft: das ist ein sauberes Kleeblatt!"

— 1. Büreaubeamter: „Nein, diese Arbeit wird mir schon zu viel. Ich kann mir nicht mehr anders helfen, als daß ich wieder einmal krank werde!" — 2. Büreaubeamter: „Jawohl, Sie möchten alle Augenblick' krank sein und mir soll nie etwas fehlen — das gibt's nicht! Jetzt werde Ich einmal krank!"

— In der Cultur zurück. Gouvernante: „Kannst Du mir sagen, Lieschen, weshalb der liebe Gott auf Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer regnen ließ?" — Lieschen: „Weil — es damals noch keine schwedischen Zündhölzchen gab."

— „Wie man Graf werden kann", erzählt uns die folgende ergötzliche Geschichte: Als Gustav III., König von Schweden, in Paris war, kam eine Deputation der Sorbonne zu ihm, um ihm zu gratuliren, daß der berühmte Entdecker des Chlorins und Magnesiums, Scheele, sein Unterthan und Landsmann sei. Der König, der sehr wenig Interesse an den Erfolgen der Wissenschaft hatte, schämte sich, daß er nie etwas von einem so berühmten Mann gehört hatte, und schickte sofort einen Courier nach Schweden mit der lakonischen Ordre: „Scheele ist sofort in den Grafenstand zu erheben." „Jawohl", sagte sein Premier-Minister, als er die Depesche las. „Das soll geschehen — aber wer ist Scheele?" Ein Secretär mußte Erkundigungen einziehen. Er kam zum Premier zurück. „Sehr netter Kerl, Lieutenant bei der Artillerie, ein guter S[...], spielt famos Billard." Am an[deren] Tage war der bürgerliche Lieutenant Graf — und der Gelehrte blieb ein simp[ler] Bürgerlicher. Der Irrthum wurde er[st] entdeckt, als der König heimkehrte. Er war sehr entrüstet. „Aber wie kann man nicht wissen, wer Scheele ist", schalt er — er wußte es ja bereits seit vier Wochen.